

Hans Wolf Jäger

Der sterbende Arzt : Erinnerung an zwei Erzählgedichte Annettes von Droste-Hülshoff

Studia Germanica Gedanensia 18, 129-137

2008

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Hans Wolf Jäger

Der sterbende Arzt. Erinnerung an zwei Erzählgedichte Annettes von Droste-Hülshoff

I.

Annette von Droste-Hülshoff ist am bekanntesten geworden mit der Novelle *Die Judenbuche*. In der Beliebtheit folgen dieser die Gedichte, darunter *Am Turme*, *Im Moose*; berühmter noch sind Balladen wie *Der Knabe im Moor* aus den *Heidebildern* oder *Die Vergeltung*. Erst an späterer Stelle finden sich – obwohl die Dichterin selbst auf ihre längeren Arbeiten in gebundener Sprache hohe Sorgfalt verwandte – die Versepen. Bei diesem Genre steht zuoberst *Die Schlacht im Loener Bruch* (1837/38), eine gereimte Heimat-erzählung aus dem Dreißigjährigen Krieg, danach die ein Jahrzehnt früher entstandene alpine Geschichte *Das Hospiz auf dem Großen Sankt Bernhard*; ähnlich hoch geschätzt wird der balladeske *Spiritus familiaris des Roßtäuschers* (1842). Wohl zuletzt kommt ein ab Beginn der 30-er Jahre in zeitlicher Nachbarschaft zum *Hospiz*-Epos entstehendes und in der Gedichtausgabe von 1838 erstmals gedrucktes kurzes Epos der Droste mit dem Titel *Des Arztes Vermächtnis*.

II.

Dieses Epos *Des Arztes Vermächtnis* hat einen poetischen Vorläufer: das wahrscheinlich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre entstandene, doch erst 1905 veröffentlichte Gedicht *Des Arztes Tod*.¹ Zweimal ist damit ein Arzt die Hauptfigur in einem Drosteschen Text, eine Person also, der Linderung von Schmerz, Heilung von Krankheit, wohl gar Bewahrung vor dem Tod in die Hände gelegt sind. Doch steht dieser Helfer, Heiler und Retter hier beide Male selbst als Sterbender im Mittelpunkt der Erzählung: eine seltene Konzentration des Themas von Medizin und Krankheit, Patient und Heiler – im Medium der Literatur.

Sprechen wir zunächst von *Des Arztes Tod*.² Die Forschung bringt das Gedicht in Zusammenhang mit dem Sterben von Annettes Vater im Sommer

¹ Annette von Droste-Hülshoff: Sämtl. Werke und Briefe. Hrsg. v. G. Weydt u. W. Woesler. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 1978, Bd.II, S. 107–111.

² Anm.1; zitiert nach Verszahl/en (in Klammern).

1826, welches der Dichterin sehr naheging, und hört aus dem Gedicht ihre starke persönliche Bewegtheit heraus. Der Text von rund anderthalb hundert Blankversen ist in drei gleichgewichtige Abschnitte unterteilt. Besonders im ersten wird der Vorgang des Sterbens mit unerhörter, nicht leicht zu ertragender Genauigkeit dargestellt, Annette von Droste scheut keine bedrückende Einzelheit: das Röcheln des Kranken (Berthold heißt er), seine heißen Augen, den kaum noch bewegbaren Kopf, die „kalten Perlen“ (13) auf der Stirn, Zeichen der steigenden Todesangst. Dann spricht sie (respective Erzähler/Erzählerin) über den Einsatz von „Naphta“ (Äther), einer Erfindung „von Todesangst der Todesangst geweiht“, um die Angst zu dämpfen, die Schmerzen zu mildern. Das Leben retten indessen kann dieses Mittel nicht, es ist nur „ein giftig Leben, ein belebend Gift“ (22f.). Der Todkranke, durch die Einnahme der Medizin gerade etwas beruhigt, weiß das und wehrt – wobei „ein Lächeln will / sich bilden um den krampfbewegten Mund“ (30f.) – die Hoffnungsworte seines Sohnes ab, der, offensichtlich selber Arzt, ihm das Mittel verabreicht hat:

Du hast vergessen, was dein Vater war.
 Wer fünfzig Jahr den Pulsschlag hat belauscht,
 Wer fünfzig Jahr hindurch den Tod gesehen [...] (35ff.).

Neben dem jungen Mediziner Karl befindet sich bei der Sterbeszene noch der jüngere Arztsohn Theobald. Weniger selbstbeherrscht als der Bruder, zeigt er mit verweintem Gesicht seine „glühende Verzweiflung“ (46). Doch scheint er für kurze Zeit Trost zu schöpfen, als sich, durch die Droge bewirkt, beim alten Arzt, wieder Lebenskraft zu regen scheint, wenn es auch nur „des Lebens zarter Schein“ (57) ist, „ein fieberhaftes Sein“ (50), ein „helles rotes Flämmchen“ (54) in den Augen; auch kann der Alte jetzt ruhiger atmen und vernehmlicher sprechen.

Der Mittelteil des Gedichts enthält die Worte des Arztes an seine Söhne – „ihr Kinder, laßt mich reden“. Es sind seine letzten Worte, und sie fallen ihm schwer. Er spricht davon, wie beängstigend in den letzten Momenten eines Lebens sich die Gedanken türmen, wie Wichtiges und Unwichtiges aus einem voraufgehenden langen Leben sich nun plötzlich anders ordnet, wie vordem vernachlässigte und kaum beachtete Dinge sich „immer riesenhafter / und immer schwerer in die Seele senken [...]“ (70f.). Seinem Älteren überträgt der Sterbende beim Abschied „alle Macht, so Gott in meine Hand / gelegt“ (78) zur Sorge für den Bruder, er soll an ihm Vaterstelle vertreten. Es folgt die aus der eigenen Ende-Erfahrung geschöpfte Mahnung, „zart und treu mit dem Gewissen“ (82) zu sein, da der Lebensalltag eigenes Unrecht tun vielleicht übertäube und verdränge, dieses in Todesnähe aber umso erschreckender hervortrete:

Was leicht verharscht das Leben, reißt der Tod
 Als fressend unheilbare Wunde auf. (84f.)

Nicht nur die präzise Beobachtung der körperlichen Symptome durch die Droste erstaunt uns, sondern auch die Wiedergabe seelischer Regungen, und man fragt sich, wodurch der jungen Annette von Droste solche Einblicke in die psychische Verfassung eines Schwerkranken und Sterbenden eröffnet wurden. Die Dichterin litt seit der Jugend an ihrer Gebrechlichkeit, musste mit Kopf- und Augenschmerzen fertig werden, hatte häufig Krämpfe, erfuhr starke Beängstigungen bis hin zu Verzweiflung und Todesgedanken. Durch stete Selbstbeobachtung und im Umgang mit Medizинern, auch aus der damals neuen homöopathischen Schule, schärfte sie ihre Aufmerksamkeit für *körperliche* Leiden, doch auch für die Nuancen von deren gemüthafter Entsprechung. Es tritt das religiöse Moment hinzu – bedeutet der Tod für die junge Katholikin, die oft von frommen Skrupeln geplagt ist, ja nicht nur das Ende irdischen Lebens, sondern ebenso erschreckend den gewissen Anfang einer ungewissen Ewigkeit. Auch den sterbenden Arzt erfasst diese fundamentale Angst. Er bittet die Söhne um das Geleit ihrer religiösen Hilfe:

O betet, betet, Kinder [...]

's ist schrecklich! Ewig, ewig! Betet, Kinder! (88, 90),

um dann erneut um das betäubende Mittel zu bitten – „Karl, / schreib das Rezept‘ ...”

Darauf, im dritten Gedichtteil, führt der Erzähler die Szene weiter, wieder mit exakter Beschreibung des darnieder liegenden sterbenden Mannes. Der ältere Sohn beobachtet in starrer Gefasstheit den Vater, der jüngere –

Inmitten des Gemachs am Boden liegt

Der Knabe: unaufhaltsam strömt sein Weh

In glühnden Zähnen; krampfhaft, Schluchzen schüttelt

Die junge Brust; er windet sich, er stöhnt [...] (106ff.)

– ergießt sich im Gebet, ringt mit Gott um den Erhalt des Vaters, gäbe dafür gern seine Jugend hin. Es wird still im Gemach, die Nacht schreitet voran, zuletzt scheint von den Sternen nur noch Hesperus „mit dem goldnen Auge” (121). Als der Morgen „die zarten Lichter ins Gemach” wirft (124), wirkt der Knabe getröstet, wie wenn sein Gebet sich erfüllt hätte. Doch dann die Erkenntnis, dass der alte Arzt gestorben ist, Schrei und Entsetzen die Antwort des Sohns. Sein Ausruf „Weh, weh!” geht in die Worte des Erzählers über – oder sollten wir nicht treffender sagen: der Erzählerin? –:

Wer seinen Vater hat, der bete still!

Ach, einen Vater kann man einmal nur verlieren! (147f.)

So, mit einer durch die Überlänge des Verses hervorgehobenen Mahnung, endet das Gedicht. Eine anrührende kurze Erzählung, aus der man den

Anlass ebenso heraushört wie die körperlichen und seelischen Schmerzerfahrungen der Dichterin selbst. Das Gedicht erscheint wie das ungeschönte Protokoll einer elementaren Situation. Doch ist gleichfalls zu bemerken, wie das niederdrückende Erlebnis durch das formende Bewusstsein zu bewältigen versucht wird – durch die ausgewogene Dreiteilung der Erzählung mit ihrem Wechsel von Bericht, direkter Rede und wieder Bericht, durch die sorgfältige Vergestaltung, durch Anapher und Steigerung („wer fünfzig Jahr den Pulsschlag hat belauscht, / wer fünfzig Jahr hindurch den Tod gesehn“), durch chiastisch gesetzte Oxymora („ein giftig Leben, ein belebend Gift“), durch eine antikisierende Anspielung („nur der Hesperus / schaut nach der Dämmerung mit dem goldnen Auge“), die als ‚schöne Stelle‘ zugleich eine lindernde Pause ins traurige Geschehen bringt.

III.

Gleichwohl mag der Dichterin ihr Gedicht nach seinem Gesamteindruck zu eng mit dem persönlichen Befinden und Schicksal verknüpft erschienen sein, so dass sie von der Veröffentlichung absah. Deutlich abgelöster von diesem Schicksal und Befinden zeigt sich das mit ihm verwandte nachfolgende Epos *Des Arztes Vermächtnis*.³ Allerdings wirken auch darin Leid- und Schmerzerfahrung sowie der Droste Beschäftigung mit körperlichen und seelischen Krankheiten nach. Inzwischen hatte sie zudem ihren Lieblingsbruder Ferdinand durch eine heimtückische Krankheit verloren. Im Entwurf eines Gedichts, womit sie der Freundin Sibylle Mertens das kleine *Arzt*-Epos zu widmen gedenkt, nennt die Dichterin ihren Text „das düstre Lied [...] / das schauernd sich dem kranken Haupt entwand“. Zum persönlichen Anlass treten literarische Anregungen, unter denen die Forschung vornehmlich auf Einflüsse Byron'scher Verserzählungen hinweist; auch Werke der Schauerromantik mit Räuber- und Wahnsinns-elementen werden genannt. Erkennbar ist neben anderem der Anstoß durch eine längere Erzählung in Terzinen, die Friedrich Joseph Schelling unter dem Titel *Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning in Seeland* im Schlegel-Tieckschen „Musen-Almanach für das Jahr 1802“ veröffentlicht hat,⁴ mit motivischen Entsprechungen zum Drosteschen Epos. Doch ist bezeichnend, dass die Dichterin die Gestalt des „Pfarrers zu Drottning“, den ein nächtliches Erlebnis für sein weiteres Leben verstört, eines Geistlichen also, durch einen Arzt ersetzt hat. Auch sind religiöse Motive und religiöser Wortschatz sparsamer verwendet als im früheren

³ Annette von Droste-Hülshoff: Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Winfried Woesler. Bd. III,1 (Epen/Text), Tübingen 1980; Zitate im folgenden nach Verszahl/en (in Klammern); das folgende Zitat aus dem Widmungsgedicht an Sibylle Mertens in: A. v. Droste-Hülshoff. Bd. III,2 Epen (Epen/Dokumentation). Tübingen 1991, S. 648f.

⁴ Musen-Almanach für das Jahr 1802. Hrsg. v. A. W. Schlegel und L. Tieck, Tübingen 1802, S. 118–128; ein Geistlicher muss nachts in einem Kirchlein am Meeresstrand eine Hochzeit einsegnen, hört während seiner Heimkehr einen Schuss fallen und findet am nächsten Tag die von ihm getraute Braut tot in der Kirche; der grausende Vorfall, in den er sich selbst schuldhaft verstrickt fühlt, lässt ihn bis zu seinem Tod nicht mehr los. Zu weiteren Anregungen siehe: A. v. Droste-Hülshoff (Anm.3). Bd. III,2 Epen (Epen/Dokumentation), S. 744ff.

Arzt-Gedicht. Ein erster Entwurf des Epos, schon in Versen, scheint zwischen Frühjahr 1833 und Herbst 1834 entstanden zu sein, er trug die Überschrift *Theodora*, ein Frauenname, der noch im endgültigen Text vorkommt – als einziger neben „Eduard“, wohl dem Namen des mit dem „Vermächtnis“ bedachten Sohns.

Des Arztes Vermächtnis wäre, nach einem zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus der Bildenden Kunst in die Literatur übernommenen Terminus, als ‚Nachtstück‘ zu klassifizieren. Es ist ein dunkler Text, geheimnisvoll, schaurig und düster im Inhalt, dunkel gedrängt im Stil und – wie schon Levin Schücking bemerkt hat – auch in der Erzählfolge bisweilen undeutlich.⁵

Ein Arzt hat kurz vor seinem Tod ein weit in der Vergangenheit liegendes nächtliches Erlebnis aufgeschrieben und die Papiere seinem Sohn hinterlassen. In einer anmutigen Landschaft am Flussufer ruhend löst der Sohn die Schnur vom Blätterbündel, zaudert, in das ihm anvertraute „Geheimnis“ einzudringen, besinnt sich jedoch, dass die Hand, die jetzt „Staub“ ist, ihm die Blätter als „Vermächtnis“ übergeben hat, beginnt die Lektüre und ist sofort – „Wasser, Felsen, Alles schwand“ (33ff.) – vom Gelesenen gefangen genommen. *Nach* der Lektüre sehen wir „des Arztes Sohn“ wieder, nachdenklich „in sich versenkt“, wie er den Wald aufsucht, zurücklassend die friedliche Landschaft – „und wieder einsam tos’t der Fall,/ und einsam klagt die Nachtigall.“ (833f.). So wird für die dunkle Erzählung des alten Arztes, typisch biedermeierlich, ein lichter Rahmen geschaffen. Die Dreiteilung aus dem Vorgänger-Gedicht bleibt bestehen, allerdings sind die Umfänge jetzt anders verteilt: von den insgesamt 836 Versen des Epos entfallen auf den vorderen Rahmenteil 35, auf den hinteren 10.

Der Rahmen ist einem Erzähler anvertraut. Er schildert Landschaft und Lesesituation des Sohnes in 4-hebigen Jamben mit unregelmäßig verteilten klingenden und stumpfen Kadenzten; ebenso frei sind die Reime gesetzt. Der schriftliche Monolog des Arztes mit eingeschobenen Anreden an seinen Sohn ist in 5-hebigen Jamben abgefasst und verfäht mit Reimen und Kadenzten ebenso frei wie der Rahmen. Etwas überraschend spricht der Erzähler auch im monologischen Mittelteil einige Verse, um den äußeren Zustand des hinterlassenen Konvoluts und damit die nervöse Verfassung des Schreibers ebenso zu offenbaren wie die Lese-Situation des Sohnes (287ff.); das Ende der Ich-Erzählung knüpft er selbst mit einer 5-hebigen Zeile an den Rahmen: „Das Blatt ist leer; hier hat die Schrift ein Ende.“ (826)

Nicht das *Sterben* der Titelgestalt bildet hier das Zentrum der poetischen Erzählung, sondern, wie die Dichterin selbst ausgeführt hat, „die Begebenheit, welche seinem ohnehin überspannten Kopfe den eigentlichen Stoß gegeben – [...] beym Arzte haben Todesangst, Grausen, innere Vorwürfe, Erkältung, die unglückliche Anlage seines Gehirns entwickelt [zu] seiner fixen Idee [...]“.⁶ Was im Vorläufergedicht nur ganz allgemein und vage anklingt – ein

⁵ Hinweis nach: A. v. Droste-Hülshoff (Anm. 3), S. 660.

⁶ Zit. nach: A. v. Droste-Hülshoff (Anm. 3), S. 648.

bewegendes, vielleicht schuldhaftes Erleben –, hier macht es den Hauptteil des Berichts aus.

Dieser vergegenwärtigt ein „wohl vierzig Jahre“ (37) zurückliegendes Erlebnis in einer gebirgig felsigen Landschaft „an Böhmens Gränze“ (58), dort also, wo sich nach der Tradition gern Zigeuner und Räuber, zum Beispiel auch diejenigen Schillers, aufhalten. Am zwölften Mai wird der Arzt um Mitternacht von Unbekannten aus unruhigem Schlaf und fiebrigen Träumen geweckt und verlässt, wie es ihn Pflicht dünkt, seiner „Hütte Frieden / um einen Wunden“ (84f.) aufzusuchen. Er wird in dunklem Wald bergan geführt, zunächst zu Pferde, dann zu Fuß gezogen, geschoben durch „dunkle Massen rings“, wo „die Eulen schrei'n“ und die Bäume „gleich Kohlenstämmen unter Aschenregen“ erscheinen (93, 101f.). Die nächtliche Szenerie erscheint den Begleitern noch nicht dunkel genug, dem Arzt werden die Augen verbunden, so dass die unheimliche Gegend nur noch durch taktile und akustische Signale erfahrbar ist – „doch immer seltsam blieb und schlimm der Weg.“ (132). Er endet in einer beleuchteten Tropfsteinhöhle, wo dem Arzt die Binde von den Augen genommen und er ans Lager eines verwundeten Mannes geführt wird, „vom groben Pelz bedeckt“ (194). Langsam enthüllt sich dessen Gestalt, von unten nach oben, der Sitz einer schweren Wunde, der Blutverlust, das Todgeweihtsein:

Ich sah den halbentblößten Fuß, die Hand,
Kalt, todtenfahl, erschlafft der Muskeln Band;
Ich sah recht um der Lunge Sitz das Tuch,
Wodurch ein Streif sich naß und dunkel wand;
Ich sah das schwarze Blut am Boden hier,
Und weiß nicht wo ich die Gedanken trug.
Gleich einer fremden Stimme sprach's aus mir:
„Bei Gott! bei Gott! bei Gott! der hat genug.“ (197ff.)

Die Erinnerung zeigt den diagnostischen Blick des Arztes. Sie wird dabei – wenn wir auf das zweimal wiederholte anaphorische „ich sah“ wie die dreimalige Interjektion „bei Gott!“ merken – nicht ohne künstlerische Formung geboten. Eine geübte Prüfung des Pulsschlags bestätigt die erste Diagnose. Das „Eisen“, womit die tödliche Wunde zugefügt wurde, scheint „ein Messer aus dem Küchenschrank vielleicht,/ mit einer Schling' es an die Wand zu hängen“, die „Klinge blutgefärbt[...]“ (243ff.). Sadistisch führt einer der Räuber mit ihm Stöße in Richtung des Arztes, nestelt auch spielerisch am Verband des Verwundeten, so dass der Arzt jetzt dessen Verbluten befürchten muss. Die Details der Szene legen einen Machtkampf innerhalb der Räuberbande nahe. Angesichts eines solchen fürchtet der Arzt jetzt um sein eigenes Leben. Er verabreicht „Naphta“, um dem Kranken Linderung und ein „künstlich Feuer“ zu verschaffen, und hofft unterdessen auf eine Gelegenheit zum Entweichen. Während sein Blick das Interieur des Räubernestes mustert, fällt ihm neben den üblichen Beutestücken eine Schale auf, „mit Wappen oder Bildern

ausgeziert" (325), wohl aus Adelsbesitz stammend. Jetzt erblickt er auch eine Frau, die mit der Hand den Kopf des Verwundeten stützt. Und er erinnert sich: diese Frau hat er drei Jahre zuvor in glanzvoller Umgebung – „Wien, Carneval, der Maskenball sind da" (342) – gesehen und damals über sie gehört, sie habe ihren vom Elternwillen ihr aufgedrungenen gräflichen Ehemann mit dessen weit stattlicherem „Genossen" betrogen, ihn „zum albernen Patrone" (376) gemacht. So schwingt die Geschichte des im „Vermächtnis Mitgeteilten noch einige Jahre weiter zurück. Was diese Ehebruchsepisode mit der personellen Konstellation in der Höhle zu tun hat, bleibt indessen vage, erst recht, ob der sich erinnernde Arzt in irgendeiner Weise darin verhaftet ist. Medizinisch exakt nun wieder der Bericht:

Des Kranken Muskeln tottenbleich erschlafft
 Indeß hat aufgespannt des Aethers Kraft;
 Nicht all so stier das Auge glänzte mehr,
 Den Arm sah ich ihn heben minder fahl,
 Das Haupt verrücken auch nach eigner Wahl,
 Und Zeichen geben, wie ihn dürste sehr. (401 ff.)

Als der Arzt einem der Räuber andeutet, der Zustand des Kranken könnte sich bessern, scheint jener wenig erfreut. – Mit schwer zu durchschauenden Worten und Bildern ruft das väterliche Manuskript jetzt den Auftritt einer dunklen Gestalt hervor, die dem Verwundeten seinen eigenen Tod und zudem den Tod jener Frau ansagt: „Sie folgt dir!" (475). Ungesagt bleibt, wer dieser Todesbote ist. Er lässt den Arzt Verschwiegenheit schwören, mit dem Fluch, bei Eidbruch würde er von einem Schicksal eingeholt, wie es hier in der Höhle sichtbar geworden. Rätselhaft.

Nun der Rückweg. „Zu Pferd'! zu Pferd'!" lautet der Befehl, worauf wie bei solchen, „die den Feind im Nacken haben" (563, 566) mit verbundenen Augen ein halsbrecherischer „Hexenritt" (585) beginnt. Als er endet und die Binde vom Auge genommen wird, befiehlt der nächtliche Führer: „ , Voran! voran! voran!' / und drängte in's Gebüsch so schwarz und dicht." (598f.) Wie öfter tönt hier das zur Märchen-, Schauer- und Zaubersphäre passende formelhafte Dreimal.

„Zum Tod erschöpft" (610) ruht der Freigelassene danach auf dem Waldboden, nimmt „irr" seinen Weg wieder auf, von fiebrigen Halluzinationen bedrängt, die er medizinisch genau zu beschreiben sucht:

Mich dünkt in dieser Stunde litt mein Hirn,
 Brand und Gekrimmel fühlt' ich in der Stirn.
 Gesumme hört' ich wie von fernen Glocken,
 Und mir am Auge schossen Feuerflocken [...] (661ff.)

Eine Starre erfasst ihn, durch die „so fest gekettet / war jede Muskel, wie im Tod gebettet" (693f.), und dermaßen gelähmt nimmt er nun wahr, wie drei

männliche Gestalten sich nähern, offenbar als vierte eine Frau mitschleppend, die sich dagegen wehrt, von ihnen umgebracht zu werden. Es fällt der Name „Theodora“, sie wird aufgefordert zu beten; dann, nach einer Weile:

Mit einmal hört‘ ich’s an die Klippen schlagen,
Und einen Schrei noch aus der Tiefe ragen [...] (721f.).

Traum oder Wirklichkeit? Wie damals, so bleibt dieses auch nun, als das „Vermächtnis“ abgefasst wird, unentscheidbar. Zunächst zwar erlöste damals der Morgen, „maienhold“ und von „tausend“ Vogelstimmen durchklungen, von den nächtlichen Schrecknissen, verwöhnte wie mit „neugeschenke[m] Leben“ (757ff.) – „und Alles schien dem Traume zu gehören“ (744). Und wie vor 40 Jahren „all mein Trost in Traumes Hoffnung stand“ (735), heißt es auch jetzt: „Der Himmel wolle, dass ich falsch gesehn!“ (802) – der Wunsch bezieht sich ebenso sehr aufs Gehörte. Das „Roth“, das der aus seiner Starre erwachte Arzt an einer schroffen Wand entdeckt – es könnte „Röthel in der Schicht“, aber auch etwas Schlimmeres sein; und ebenso kann das Weiße, was der Bach am Fuß des Felsens bewegt, Teil eines Kleides sein oder gewesen sein – oder auch nicht. Es kommt dahin, dass, was diese Nacht ihn „betraf in Jugendmuth und Glück“ (810), den Arzt nicht mehr loslässt, nie mehr im Leben wird er einen Morgen erleben, ohne dass jene Nacht wieder in seine Erinnerung getreten wäre – „dass jene Nacht nicht muß vorüber gehen.“ (772)

Der Verfasser des „Vermächtnisses“ wendet sich jetzt direkt an den Sohn – „nicht wahr, mein Sohn?“ (821) – und gemahnt ihn an ruhige, sogar ausgelassene Tage, als er klein war und der junge Vater selbst, sorgend und spielend abgelenkt, „fühlte nicht am Kopf die heiße Stelle.“ (816). Dann jedoch das Bekenntnis, wieder aus dem Moment heraus formuliert, da das „Vermächtnis“ niedergeschrieben wird:

Das Alter kam, das Alter stellt sich ein;-
Nun vor den Augen schwebt es mir zumal,
Nun vor dem Ohre haltt es ohne Zahl:
„O bete! ringe! hilf ihm aus der Qual!“ (817ff.)

Der dreifache Reim bekräftigt die als ein Fluch auf diesem Leben ruhende und gegen das Lebensende bedrängend aufwachend-anwachsende Erinnerung. Es wiederholt sich die im Vorläufergedicht geäußerte Erkenntnis, dass frühe Begebnisse sich vor dem Tod „immer riesenhafter / und immer schwerer in die Seele senken [...]“ (Eines Arztes Tod, 70f.). Das Gedächtnis lastet, als trüge der Arzt an jenem Tod und jenen nächtlichen Verbrechen – deren Realität gleichwohl verrätselt und fraglich bleibt – selber Schuld. Und dann nimmt ihm, wiederum in magisch doppelter Wiederholung beschworen, „der Dunkle“ (822) die Schreibfeder aus der Hand:

Geduld, Geduld! Da kömmt er – kömmt er – kömmt! (825)

Damit endet das Manuskript des Verstorbenen. Die letzten Verse des Epos gelten wieder der heiteren Natur: „So mild die Landschaft und so kühn! / Aus Felsenritzen Ranken blühn, / Der wilde Dorn die Rose hegt [...]“ (827ff.). Der Erzähler – die Erzählerin – spricht hier. Aber selbst angesichts des klaren Tags mag auch sie nicht entscheiden, was in der schriftlichen Beichte des alten Arztes Wirklichkeit ist und was wahnhafte Vorstellung. So endet das Epos mit einer Frage:

O Leben, Leben! bist du nur ein Traum?

Diesem aus Zeitalter und Geist des Barock stammenden Rätsel wird in Annette von Drostes psychologischer Studie dichterisch nachgespürt. Leidvolles eigenes Erleben geht darin ein, ebenfalls das religiös gestimmte Grübeln über Schuld, Unschuld und unschuldiges Schuldigsein. Erzählordnung und Sprache fügen sich der medizinischen Sphäre und dem Halbdunkel von Krankheit, Grausen und Wahn. Bei alledem verwundert mich, wie tief die junge Dichterin um Erinnerungen im Alter weiß.